

Marcel Anthony Alber
Am Ende der Gezeiten

Band 1 der
Anachroniken des Weltenuntergangs

© 2019 Marcel Anthony Alber

Coverdesign: Laura Newman, www.design.lauranewman.de

Verwendete Stockgrafiken: © Wattana Tasanart / 123RF.com

Buchsatz: saje design, www.saje-design.de

Lektorat: Sannssi Cissé

Korrektorat: Marcus Alber

ISBN: 978-3-748144-26-7

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

MARCEL ANTHONY
ALBER

AM ENDE
DER
GEZEITEN

ROMAN

Für Dich

INHALT

Prolog	7
1. Jenseits des Horizonts.....	9
2. Die Ironie des Schicksals	22
3. In Vergessenheit	36
4. Traum und Zeit.....	56
5. Das Ende aller Blumen	64
6. In Abwesenheit der Zeit	86
7. Der Pianist.....	102
8. Dereinst I.....	114
9. Dereinst II	130
10. Dereinst III	152
11. Dereinst IV	182
12. Der Leidtragende.....	193
13. Ein Maler, ein Poet und eine Liebende	204
14. Pavor Nocturnus	215
15. Traumtagebücher.....	236
16. Pelukis, der Maler	257
17. Die Farbe Weiß	274
18. Der gemeinsame Nenner	280
19. Unter Wölfen	292
20. Der Schlaf der Vernunft gebiert Ungeheuer	307
21. Die Schlange, der Tiger.....	328
22. Wendelrampen	346
23. Liebe	358
24. Aefaerio, der Poet.....	376
25. Ein letztes Gedicht	391
26. Weltschmerz	396
27. Eine gefühlte Ewigkeit	413
28. Varah	422
29. Inkarnation	443
30. Tikun Olam.....	454
31. Artitaya, die Liebende.....	469
32. Aus den dunkelsten Ecken, den tiefsten Abgründen.....	471
33. Der Fels in der Brandung.....	480
34. Das kleine Glück im großen Unglück	492
35. Am Ende der Gezeiten.....	516
Danksagung	526

PROLOG

Die Blumen hatten ihr Leben gelassen, um dem Anblick des Todes zu entgehen. Und so war das Schlachtfeld nicht bloß mit den Leichen jener bedeckt, die den Schwertern und Speeren zum Opfer gefallen waren – das Blut der Gefallenen, die sich in ganzen Heerscharen über das einstige Blumenfeld erstreckten, zerlief ins Braun der verwesenden Natur.

Nur eine Blüte hatte sich geweigert, den Geist aufzugeben, und stoppte ihr Blühen nicht.

Sie war Zeuge des Kampfes gewesen, dem ihresgleichen rundherum entflohen war. Sie wusste, dass die Brutalität eine Wurzel beherbergte, deren Reifung sie Zuspruch zu leisten hatte: Der letzte Überlebende – er trabte wie ein Köter über die entstellten Kadaver, die den Boden seiner zerstörten Heimat verummumten. Die Hände verloren sich in fremdem Blut, vergruben sich in den offenen Wunden gesichtslosen Fleisches. Urheber jeder Bewegung, die ihn übers Massengrab vorantrug, war Hoffnung. Denn nicht fern von ihm lag alles, was er liebte. Und als er die Blüte erblickte, die befähigt war, dem Verwelken inmitten all dieser Grausamkeit zu trotzen, da war er sich sicher – seine Frau atmete noch.

Irgendwann, da stießen seine Finger in die Wärme und berührten alles, was zu lieben noch übriggeblieben war. Seine Frau, sie atmete. Ihr Blick sowie der Anblick ihres Zustandes hingegen sagten, sie täte es lieber nicht. Der Mann stand auf und lud sie auf seine Arme, trug sie über Tote, über Klingen und Schilde. Weit weg von den Schlachten, dem Krieg und dem Träumer, der ihre Welt hatte ins Chaos gestürzt.



Über Felder und Wiesen hinweg standen sie an einem See, über den es nur Gerüchte gab. Schwarze Sonnen, amorphe Monde reflektieren darin, erleuchteten die dunkle Nacht. Kühle Tränen liefen über die Wangen der Frau, vermischten sich mit dem kalten Blut ihrer eisigen Wunden, und zeigten ihm, um ihre Wärme wäre es bald schon geschehen. Langsam beugte er sich nieder und legte sie ins frostige Nass. Sie ließ nicht los.

»Wir sehen uns im Leben wieder«, flüsterte er.

»Versprich mir, dass du mich finden wirst.« Ihre Augen zeugten von einem Vertrauen, das ein Versprechen überflüssig machte.

Dennoch antwortete er mit einem Kuss auf ihren Handrücken, als wäre dies ihr erster und nicht letzter, Anfang und nicht Ende, ein Anfang ohne Ende: »Ich verspreche es dir.«

»Versprich mir, dass du für den Frieden sorgen wirst, von dem wir so lange träumten.«

Nicht ahnend, dass ihm das Schicksal aller Welten auf der Zunge lag, antwortete er: »Ich verspreche es dir«, und entsandt sie in die Fremde.

Dorthin, wo sie sich ein Schicksal erhofften, das keine Trauer kannte. Wo die Herzenswärme, mit der ein jeder befüllt war, alle Kaltherzigkeit längst niedergerungen und das Mitgefühl obsiegt hatte.

Wo das Glück im Leben überwog.

1. JENSEITS DES HORIZONTS

Adam sitzt in seinem 3-Zimmer-Apartment zwischen leeren weißen Wänden, die dank der abgeschotteten Fenster genauso gut tiefschwarz tapeziert sein könnten. In jene Nacht versetzt er sich nicht gerne zurück, obwohl es einem wahren Wunder eben ist, dass er sich ihrem Andenken überhaupt noch hingeben darf. Er setzt einen Punkt nach seinem letzten Satz, legt den Stift zur Seite und schließt das braunrot gebundene Buch, das ausnahmsweise mehr leere als beschriebene Seiten in sich birgt. Seinen Hals legt er in die ausgefranste Schlinge des Stricks an der Decke. Die Augen weit geöffnet stößt er den Stuhl, auf dem er stand findet, mit seinen Füßen zur Seite und lässt sich fallen. Das raue Seil spannt sich straff um seine Kehle.

Seelenruhig baumelt er durch die Luft.

Entgegen den dreizehn Wicklungen, die er für den Henkersknoten gebraucht hat, klammert er sich an die infantile Hoffnung, heute sei sein Glückstag. Der Flachbildfernseher dröhnt laute Nachrichten über Krieg und Vergewaltigung durch seine leere Wohnung, der Nachhall peitschenden Regens dringt hinein. Autohupen, Krankenwagen-Sirenen, die Polizei-Sirenen hinterherjagen, und die gereizten Stimmen der Menschen, die ihn niemals verstehen werden. Die Gedanken, von denen er nur hoffen kann, sie seien seine letzten, sind einem Mädchen gewidmet.

Ihr Name ist Emily.

– DIE LETZTEN 28 STUNDEN –

Am darauffolgenden Vormittag läuft Adam durch die beengend ockerfarbenen und noch recht schlaftrunkenen Gänge

der Schule, an der er unterrichtet. Hier und da passiert er gähnende Münder, ausstreckende Glieder und zu fallende Blicke. Zwei Mädchen halten sich gegenseitig ihre Smartphones ins Gesicht, um sich die Beweisbilder der Eskapaden des letzten Abends vorzuhalten. Adam streift sich über den verrenkten Nacken, um zu erfühlen, ob auch seine vergangene Nacht irgendwelche Spuren hinterlassen hat.

»Hi, Mr. Gilligan! Alles klar? Vielen Dank nochmal wegen letztens«, sagt ein Schüler gesellig im Vorbeigehen.

»Hey, ähm, gern geschehen«, murmelt Adam. Er tarnt die Tatsache, das aknebewohnte Gesicht des Jungen nicht erkannt zu haben, indem er, ohne sich ein zweites Mal umzudrehen, in ein volles Klassenzimmer huscht. »Guten Morgen, alle zusammen.«

Die 12. Klasse antwortet im gemischten Chor: »Guten Morgen, Mr. Gilligan.«

Gilligan. An den Klang wird sich Adam nie so richtig gewöhnen. Von all den Namen, die er sich in letzter und vorletzter Zeit verliehen hat, ist gerade Gilligan wohl genau der, den er am wenigsten leiden kann. Jeden Tag hat er ihn anzuhören, trotzdem muss er sich immer noch anstrengen, so zu tun, als wäre er sein eigener. Warum, weiß er nicht. Hat er sich den Namen schon einmal verliehen und entsinnt sich unterbewusst an vergangene Tage, die ihm übel mitgespielt hatten?

»Okay, fangen wir an.« Da er gestern Abend keine Zeit mehr fand, sich für diese Stunde zu rüsten, zögert er.

Ob seine Schüler es ihm übelnähmen, wüssten sie, was er gestern Abend neben dem kleinen Malheur, sich seinen Nacken aufs Übelste verrenkt zu haben, alles getan hatte? Da war der Motorradunfall, der Tankstellenraub, der Hausbrand, die er vereitelt hatte.

»Setzt euch bitte.«

Allerdings ist dies der Geschichtsunterricht, sein Lieblingsfach; er ist nie wirklich unvorbereitet.

Er liest die Worte, während er sie mit einem abgenutztem Kreidestück an die ausgediente Tafel schreibt, laut vor: »Die drei Kränkungen der Menschheit«, als er sich umdreht, blickt er wie erwartet in ein Sammelsurium ahnungsloser Mimik. »Kann mir jemand etwas darüber sagen?«

Niemand meldet sich. Eine Handvoll Kopfschütteln, als zählte es zur Beteiligung am Unterricht.

»Na gut. *Die drei Kränkungen der Menschheit* ist ein Begriff, den Sigmund Freud geprägt hat. Sigmund Freud sagt euch aber was, oder?«

»Dieser Psychologe da?«, ruft ein Junge halb fragend rein.

»Melden, bitte«, sagt Adam, um seiner Pflicht als Lehrer nachzukommen. Dabei freut er sich insgeheim darüber, keine Namen aufrufen zu müssen. »Aber ja, Tiefenpsychologe, Neurologe und darüber hinaus ein großer Religionskritiker.« Er rückt seine Fachliteratur zur Seite, um sich bequem aufs Lehrerpult zu setzen. »Zurück zum Punkt: Die drei Kränkungen der Menschheit sind drei geschichtliche Ereignisse, die euch bekannt sein sollten. Den Begriff *Kränkung* machte Freud daran fest, dass die Ereignisse seiner Meinung nach den Stolz und das Selbstwertgefühl der Menschheit verletzen.«

Die ganze Klasse ist nach wie vor still. Zur Hälfte zwar aus Langeweile, das Kritzeln der Bleistifte, die verwehrte Kreise auf den Blöcken ziehen, schafft er jedoch getrost zu ignorieren.

»Lasst mich das vielleicht etwas anders formulieren: Es waren weniger Ereignisse als Erkenntnisse. Die erste Kränkung war die, dass unsere Erde nicht Mittelpunkt von Allem ist, wie von Nikolaus Kopernikus in seinem Werk *De Revo-*

lutionibus Orbium Coelestium erstmals beschrieben. Die zweite Kränkung geht auf den Darwinismus zurück. Über Charles Darwins Theorie – dass der Mensch vom Affen abstammt und nicht von Gott erschaffen wurde – lässt sich zwischen Atheisten und Gläubigen heute wie damals streiten. Nichtsdestotrotz war dies ein Meilenstein in der Evolutionstheorie und fand viele Anhänger. Die dritte Kränkung ist eine Beobachtung von Freud selbst, und zwar, dass der Mensch nicht Herr in seinem eigenen Haus ist. Womit er meint, dass das triebgesteuerte Verhalten des Menschen stärker als der Wille und das bewusste Denken sein kann. Somit hält jeder Mensch etwas in sich, über das nicht einmal er selbst Kontrolle hat.«

Das aufmerksame Schweigen gewinnt allmählich Oberhand. Die Blicke fixieren ihn.

»Dass Freud das Wort *Kränkung* nutzte, wurde seinerzeit oft kritisiert, da nicht jedermann die Meinung vertrat, dass die Zeitgenossen Darwins und Kopernikus' diese Erkenntnisse auch wirklich als kränkend empfanden. Ich kann euch jedoch persönlich sagen, dass eine Menge Menschen damals sogar sehr gekränkt waren.«

Ein kleiner Teil der Schüler lacht; manche reinen Herzens, andere nur, da es als Voraussetzung für gute Noten gilt, über die Witze des Lehrers zu lachen. Adam lächelt beiden Parteien gerade noch rechtzeitig entgegen, um den Eindruck zu vermitteln, er hätte einen charmanten Witz reißen wollen.

»Ob Kränkung oder nicht, ich finde den Gedanken sehr interessant. Bevor wir also weitermachen ist meine Frage an euch: Was glaubt ihr, könnte als vierte Kränkung folgen? Nachdem der Mensch erfahren hat, dass er nicht der Mittelpunkt der Welt ist, er nicht von Gott geschaffen wurde und nicht einmal die Kontrolle über sich selbst hat, was könnte die modernisierte Menschheit von heute noch kränken?«

Es strecken sich einige scheue Hände in die Höhe. Adam sucht sich die Fingerspitze heraus, die am weitesten nach oben ragt. In der Hoffnung, ausnahmsweise mal einen vernünftigen Beitrag von Victoria miterleben zu dürfen, verzichtet er auf einen Rückzieher und sagt: »Ja, bitte.«

»Also *mich* würd's echt kränken, fänden wir heraus, dass es keine Aliens gibt«, kichert sie.

»Okay, interessant«, sagt Adam. »Aber ich denke, da wir *dich* ja alle kennen, dass du eher enttäuscht wärst, gäbe es kein anderes Leben im Universum, und nicht gekränkt. Da gibt's einen Unterschied, nicht wahr?«

Zustimmend nickt sie und wird wieder aufmerksam.

Eine andere Hand erklimmt die Spitze, Adam zeigt auf sie: »Ja?«

Das Mädchen antwortet: »Vielleicht, keine Ahnung, dass es keinen Gott gibt?«

»Das ist auch eher die Richtung, die ich im Kopf hatte. Die zweite Kränkung, Darwins Theorie, besagt zwar, dass wir alle aus der Tierreihe hervorgehen, doch selbst wenn man dies damals hätte zu hundert Prozent beweisen können, sodass selbst die extremsten Gläubigen nicht widersprochen hätten, wäre das kein absoluter Beweis dafür, dass es gar keinen Gott gibt. Allerdings wäre das auch mehr Enttäuschung als persönliche Kränkung, findest du nicht?«

»Okay, und wie wäre das?« Sie überlegt. »Es gibt einen Gott – aber der kann uns Menschen gar nicht leiden.«

»Richtig, das wäre eine Kränkung. Sogar die Kränkung schlechthin, möchte ich meinen. Ich würde selbst sagen, dass es nicht einmal ein Gott sein müsste, den wir aus der Bibel oder dem Koran kennen und anbeten. Stellt euch vor, es existiert ein gottähnliches Wesen oder eine andere vergleichbare Macht im Universum, die über den Menschen steht. Die

auf die Menschheit herabblickt und womöglich bereits ihre Bestrafung plant. Aus dem einfachen Grund, dass der Mensch nicht so perfekt ist, wie er zu sein glaubt.« Die letzten Worte liegen wie massige Felsbrocken in seinem herben Hals. In den Augen der Schüler erkennt er, dass sie sich der Vorstellung eines rachsüchtigen Gottes ehrfurchtsvoll hingeben.

Derselben, die auch ihn keine Nacht schlafen ließ.



»Und? Bist du morgen am Start?«, spricht ein bestimmter jemand in Adams Nähe, als er die belebten Flure seiner Schule in der Pause entlangläuft.

Die quengelige Mädchenstimme, die fragt, erkennt er auf Anhieb. Sein Herz überspringt ein paar Takte, als er der Stimme entgegenfiebert, deren Antwort erfahrungsgemäß folgen sollte.

»Weiß nicht«, hört er ein anderes Mädchen schließlich sagen. »Mal gucken.«

Unauffällig wird er langsamer, indem er den vollgeschriebenen Block in seiner Hand mustert und vorsichtig sein Schritttempo reduziert. Die beiden Sprecherinnen überholen ihn. Seinen Blick kann er nicht von der Person abwenden, die links läuft.

Es ist Emily, die Emily. Eine 17-jährige Schülerin.

»Mann, jetzt komm schon. Wir haben Wochenende, okay? Wochenende! Wie oft kann man das schon von sich behaupten? Dein Opa hat bestimmt nichts dagegen«, erwidert Victoria, das Mädchen rechts. »Gib dir mal'n Ruck.«

Ihre Freundin hat schulterlanges, dunkelblondes, welliges Haar, ein hübsches, sehr weibliches Gesicht und scheint immer und von jedem Passanten in der Schule gegrüßt zu

werden. Was zum einen höchst eindrucksvoll mit anzusehen ist, findet Adam, da Victoria wahrhaftig jeden beim Namen kennt und ihr niemals auch nur ein Name zu entfallen scheint. Und zum anderen sehr amüsant, da man eine ganze Palette an verschiedensten Grußformeln zu hören bekommt. Von »Yo, was geht?« und »Alles fit?« bis zu »Na, meine Liebe. Grüß deine Mutter von mir« und dem Klassiker »Hallo, wie geht's«. Dafür braucht sie sich nicht einmal zu verstellen. Sinn und Zweck dahinter ist es nie, auf Biegen und Brechen gut ankommen zu wollen. Nein, all diese Facetten wohnen ihr wirklich inne. Sie weiß ihnen nur adäquat Freilauf zu gewähren.

»Kennst ihn doch«, Emily scheint trotz Victorias intensiven Euphorie recht teilnahmslos, »du weißt, wie er sein kann. Schieb das jetzt nicht auf mich.«

Jede ihrer Gesten, jeder Blick macht Adam neugierig. Sei es die Art, wie sie ihre glatten, langen, brünetten, wild fallenden Strähnen scheinbar alle fünf Sekunden übers Ohr streift oder wie sehr sie ihre mandelförmigen Augen zusammenkneift und ihre leicht gebogenen Brauen darüber glücklich nach oben steigen, sobald man auch nur den kleinsten Ansatz eines kleinen Lächelns an ihren Grübchen erkennt. Und wenn sie dann mal von ganzem Herzen lächelt, zeigt sie dabei herzlichst alle Zähne. Sie hat ein ausdrucksstarkes Gesicht, von dem jeder Ausdruck so stark einschlägt, dass Adam alle Male, die er sie glücklich sieht, zu weinen anfangen will.

»Yo, Dennis«, der Durchreisende bekommt einen personalisierten Handschlag von Victoria, »alles cool?« Damit keiner auf ihrer Begrüßungsrunde zu kurz kommt, hat sie einen strengen Zeitplan einzuhalten, also geht's sofort weiter. »Hör zu, Emily, diesmal musst du kommen, ohne Mist,

du musst! Wir gehen erst zum Strand, chillen ein bisschen in der Stadt, essen was beim Italiener, dies, das, bla, bla, bla und abends treffen wir ein paar alte Freunde im Park.« Jeder Punkt wird zusätzlich an der Hand abgezählt, die in Emilys Gesicht gehalten wird: »Siehst du«, um verzweifelt einen bleibenden Eindruck zu hinterlassen. »Wie kannst du dazu Nein sagen? Ich versteh dich nich'. Klingt doch geil.«

»Klingt eher wie all deine Wochenenden.«

»Na, und wo ist der Unterschied?«

Adam hatte sich bereits oft gefragt, wie die beiden ein Leben lang schon solch eine enge Freundschaft zueinander hegen und pflegen können. Nur selten sind sie einer Meinung, besonders was soziale Events angeht. Ein typisches Modegespräch zwischen zwei heranreifenden Mädchen kann er sich bei ihnen ebenfalls nicht als überaus mitreißend oder gar fruchtbar vorstellen, dazu sind ihre beiden Geschmäcker auf den ersten Blick viel zu verschieden.

Victorias Kleidungsstil könnte in manchen Augen als zu freizügig abgestempelt werden, da sie, wie jetzt auch, öfter mal kürzere Röcke und farbenfrohe, trägerlose Oberteile trägt.

Emily dagegen scheint eher schlicht. Und doch besonders. Eintönig, aber in keinsten Weise farblos. In sich eingeschlossen und doch offenherzig. Als wollten ihre nichtssagenden Klamotten sagen, dass man sie auf eine andere Art kennenlernen soll als auf einen ersten Blick.

Auch bei Interessen kommt er auf keinen gemeinsamen Nenner. Da er Emily nicht kennt, könnte er, selbst wenn es um ihr Leben ginge, keines ihrer Hobbys oder auch nur eine Freizeitbeschäftigung benennen. Er ist sich jedoch ziemlich sicher, dass ihr größtes Interesse nicht ihrer Faszination von extraterrestrischem Leben entsprungen ist, so wie es

bei Victoria der Fall war. Es gab Tage, da redete sie im Unterricht von nichts anderem. Den Fehler, die Schüler die Themen ihrer Präsentationen selbst auswählen zu lassen, wird er dank ihrer zweistündigen, vorzeitig abgebrochenen Predigt nie wieder begehen.

»Von mir aus, du lässt mir keine andere Wahl. Muss ich die Bombe eben jetzt schon platzen lassen«, ein weiterer Passant drängelt sich in den Vordergrund, Victoria wird unterbrochen und Emily auf die Folter gespannt, »Na, ähm ... Chris? Kevin? David? Spaß, Philipp. Sehen uns später, bye-bye«, mit einem Klaps auf den Oberarm wird er fortgeschickt. »Wo war'n wir stehengeblieben? Ah ja, die Bombe: Tom wird auch da sein.« Anscheinend genau die richtige Aussage, um sich doch noch von ihrer guten Laune anstecken zu lassen. »Boom. Jetzt hab ich dich, was?«

»Dein Ernst?«, platz es Emily lauthals heraus. Einige vorbeigehende Schüler drehen sich amüsiert zu ihr um, was sie offensichtlich sehr, sehr peinlich berührt.

»Ja, Blödmann. Gut gemacht, die Überraschung ist hin. Oh, aber wenn wir eh schon beim Thema sind, setze ich auch noch einen drauf, was soll's: Er hat mich sogar gefragt, ob du kommst«, lächelt sie.

Emilys Verlegenheit steigt proportional mit dem Rotton ihrer Wangen.

»Na ja, ich mein, er hat nach der kleinen, dicken Hässlichen gefragt, mit der ich immer aus Mitleid abhänge, aber ich nehme mal stark an, dass du gemeint warst«, lacht Victoria. »Ach Mädchen, guck nicht so blöd, der letzte Teil war Spaß! Ha, siehst du, siehst du, du lachst jetzt schon! Das wird lustig, glaub mir. Würde ich dich jemals anlügen?«

»Jeden Tag.«

»Halt die Fresse«, Victoria zieht sich eine x-beliebige Mit-

schülerin aus der Menge heraus und lehnt sich nonchalant auf ihre Schulter. »Hey, Jessi. Coole Jacke! Neu? Steht dir, Süße! Tu mir'n Gefallen und sag der kleinen, dicken Hässlichen hier, dass es morgen lustig wird.«

»Das wird lustig!«

»Siehst du, Emmy.«

Beide gehen munter lachend in ein Klassenzimmer und setzen sich nebeneinander in eine der mittleren Reihen. Adam versucht unscheinbar weiterzulaufen und hofft, dass niemand bemerkt hat, wie er einer minderjährigen Schülerin vorsätzlich hinterherläuft. Ob sie es schon einmal bemerkt hat?

Die Tür zum Lehrerzimmer steht weit offen.

Er kämpft sich regelrecht durch den Smog an Zigaretten und frisch gebrühtem, glühendem Kaffee, den ein jeder Lehrer beim Verlassen dieses Zimmers an Klamotte und Atem wieder herausträgt. Als er die erschlafften Gesichter erblickt, von denen er kaum einen Namen kennt, erahnt er, welches alltägliche Ritual sich gleich abspielen wird; Alexandra Daniels sitzt alleine an einem Tisch für zwei und trinkt ihren morgendlichen dritten Kaffee. Sie ist eine Lehrerin, sogar eine relativ gute, wie Adam findet. Ihre Anstrengungen sieht man ihr an dem strubbligen, flüchtig gebundenen Dutt ihrer dunkelorange-farbenen Haare, ihrem blasswangigen Gesicht und ihren schattigen Augenringen an. Die aber zählen sich aus, denkt er. Nur dank dieses Eifers schafft sie es, einen bleibenden Eindruck bei ihren Schülern zu hinterlassen. Viele Abgänger der letzten Jahre kommen sie des Öfteren besuchen, um ein wenig über damals zu plaudern. Adam kann sie leiden, auf seine ganz eigene Art, trotzdem würde er sie nicht wieder zum Essen einladen wollen. Dazu redet sie ihm zu viel und er hatte alles schon mehr als nur einmal gehört.

Nun hat sie ihn bereits gesehen und schon so augenfällig gewunken, dass das gesamte Kollegium mit Rampenlicht in den Augäpfeln auf ihn starrt. Er ist quasi gezwungen, sich zu ihr zu setzen. Auch wenn die Blicke konstant anhalten, lässt er sich mit langsamen Schritten Zeit. Als er den langwierigen Prozess des Hinsetzens schließlich hinter sich gebracht hat, fühlt er sich, als hätte er das Ganze so lange hinausgezögert, dass seine schaulustigen Kollegen letzten Endes auch noch applaudieren wollen. Er verknüpft es sich, mit den Augen zu rollen.

»Na, wie geht's?«, will sie wissen, und so wie Adam sie kennt, sogar nicht nur aus Höflichkeit.

»Gut und selbst?«, fragt er hingegen strikt an sozialen Formalitäten orientiert, gibt allerdings sein Bestes, ihren Ton zu imitieren. Aus Vorbedacht hatte er sich einst angewöhnt, sich nur auf neutrale Formulierungen wie *und selbst?* zu beschränken, um sich bestmöglich vom Per-Du-Sein mit seinen Kollegen zu distanzieren.

»Auch«, sie dagegen ist der selbsternannte, hart erkämpfte Ausnahmefall, »ich hab dir gestern ein bisschen beim Unterricht zugesehen.«

»Hat's dir gefallen?«

»Sehr sogar. Bin immer wieder überrascht, wie eingehend du alles erzählen und erklären kannst. Wow, echt. Davon sollt ich mir mal 'ne Scheibe abschneiden, was? Gestern, zum Beispiel, hast du über die Entwicklung des, ähm, Schwertadels in Japan und die Ära der Samurai-Herrschaft geredet, weißt du noch? Ich war hin und weg, wirklich. Als hättest du selbst für diese – wie war das Wort? – Dai...« Sie wird zur Augenbrauenakrobatin. »Daimyo?«

»Daimyō«, zwingt er einen kleinen Akzent auf, der unnatürlich wirken soll.

»Sag ich doch. Als hättest du selbst ab und zu für solche Fürsten gekämpft.«

Nun muss ein Lächeln folgen, das nicht zu viel verraten soll. Erst hebt er nur einen Mundwinkel nach oben, was sich aber zu draufgängerisch und überzogen anfühlt. Also erhebt er auch den zweiten, merkt aber schnell, dass es zu statisch wirkte. Er kommt zu dem Part, den er an einem falschen Lächeln als am schwierigsten empfindet: das Vergehen. Es darf nicht zu schnell passieren, auch nicht zu langsam. Oft traf er den richtigen Ton nicht und bekam dabei immer das Gefühl, die Leute nähmen ihm das sehr persönlich.

Alex macht es ihm einfach, als sie auf den silbernen Löffel blickt, während sie ihn in ihren Kaffee tunkt und umrührt. Als sie wieder nach oben schaut, ist es verschwunden.

An das letzte Treffen – er nennt es ungern *Date* – mit seiner Kollegin erinnert er sich kaum noch. Nur noch das zu schwach gesalzene Essen, das geschmeckt hatte, als war es in altem Fett gebraten worden, den halbtrockenen Wein, obwohl er halbsüßen bestellt hatte, und den Sex. Überraschenderweise bekommt er ein schlechtes Gewissen.

»Ich würde dich gern wiedersehen. Letztes Mal hat mir sehr gefallen«, sie gönnt sich einen befriedigenden Schluck, als wollte sie sich selbst davon abhalten, mehr zu sagen.

»Mir auch«, lügt er.

Bevor der Moment noch unangenehmer werden könnte, klingelt die Schulglocke. Für den Bruchteil einer Sekunde fragt er sich, ob das Schicksal doch keine so schlechte Idee gewesen war.

»Was hast du jetzt?«, fragt sie, den Daumen an der Lippe reibend, um ein paar Kaffeeüberreste zu beseitigen.

»Musik, Spanisch, Physik und Wochenende. Hör zu, ich rufe dich an, okay?«

Ihr prägnantes Lächeln versucht ihre Angst, enttäuscht zu werden, zu verstecken. Das Ganze tut sie aber mindestens so steif wie er eben noch. Er lächelt zurück, schielt dabei aufs Nasenbein ihrer Stupsnase und hofft, sie verwechselte es mit einem aufrichtigen Blick in ihre haselnussbraunen Augen. Meist dient sein Lächeln allein dem Zweck, sein fehlendes Interesse an ihr oder jemand anderem zu verbergen. Für diesen Ausdruck hat er ein Talent entwickelt.

Als er das Lehrerzimmer verlässt und den nächsten Klassenraum aufsucht, hofft er, auf dem Weg noch einmal Emily sehen zu können. Vergebens. Die Gänge sind leer, der gute Wille des Schicksals scheint ihn verlassen zu haben. Schade. Zu gerne würde er sie unterrichten und aufs Leben vorbereiten, schließlich ist er nur ihretwegen Lehrer an dieser Schule.